

Christina Morina (Hg.), *Die Zukunft des NS-Gedenkens. Geschichte als gesellschaftliche Selbstverständigung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025 (Vergangene Gegenwart. Debatten zur Zeitgeschichte 3), 158 S., 25,- €, 978-3-525-30348-1

Der Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz am 27. Januar wurde von den Vereinten Nationen im Jahr 2005 als der *International Holocaust Remembrance Day* eingeführt. In Deutschland ist dieser Tag seit 1996 ein offizieller Gedenktag, allerdings explizit für alle Opfer des Nationalsozialismus (Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus). Aufgrund der Dimension der Shoah ist es erklärlich, dass zunächst die Ermordung der europäischen Juden im Mittelpunkt der jährlichen Gedenkstunde im Bundestag stand. Erstmals lag im Jahr 2023 bei dieser Veranstaltung der inhaltliche Schwerpunkt auf einer anderen Opfergruppe, den Opfern sexueller Diskriminierung.

Am gleichen Tag fand an der Universität Bielefeld zum dritten Mal die *Bielefelder Debatte zur Zeitgeschichte* statt, in der es um die Wandelbarkeit des Gedenkens an die NS-Verbrechen ging, die sich beispielsweise an verschiedenen konkreten Formen der inhaltlichen Füllung des Gedenktags am 27. Januar ablesen lässt. Im Zentrum der Veranstaltung stand das „Spannungsverhältnis zwischen Vergangenheitsbefragung und Gegenwartsbezug“ (S. 13). Der hier zu besprechende kleine Band gibt in überarbeiteter Form die beiden Gespräche wieder, die in diesem Rahmen geführt wurden. Zunächst geht es um einen geschichtswissenschaftlichen Blick auf den Umgang der Deutschen mit dem Nationalsozialismus seit 1945, dann im zweiten Gespräch um politische Perspektiven und gegenwärtige sowie zu erwartende Verschiebungen beim öffentlichen Erinnern. Ergänzt wurden diese Veranstaltungsbeiträge um zwei Texte von Zeithistorikerinnen: eine Einführung der Herausgeberin Christina Morina und einen abschließenden Kommentar Stefanie Middendorfs.

Morina nimmt in der Einführung eine klare Verortung in der Debatte um das NS-Gedenken vor. In erster Linie erscheint ihr eine problematische Gegenwartsfokussierung dominant zu sein und grundsätzlich sei der Begriff der Erinnerungskultur „völlig abgegriffen“ (S. 9). Konkret kritisiert sie den Ruf nach einem „vielfältigen Erinnern“ – hiermit zielt sie vor allem auf Forderungen, das Erinnern der Kolonialverbrechen stärker mit dem NS-Gedenken zu verschränken, – mit zwei Argumentationslinien¹. Zum einen betont sie mit Jürgen Habermas Sorgen um einen mit einer solchen Verschiebung einhergehenden Bedeutungsverlust des Holocaust; die öffentliche Aufmerksamkeit sei eine begrenzte und umkämpfte Ressource. Zum anderen argumentiert sie dezidiert als Historikerin: Es gelte, die „historischen Ermöglichungsbedingungen für den Holocaust“ (S. 10) nicht zu verwischen. In diesem Kontext fordert Morina bemerkenswerterweise eine Rehabilitierung der Sonderwegthese ein. Auch wenn sie diesen Begriff selbst als Verunglimpfung der dahinterstehenden Forschung ablehnt, sei es doch angebracht, mit dem Doyen der Bielefelder Gesellschaftsgeschichte Hans-Ulrich Wehler nach den Spezifika der deutschen Geschichte zu fragen, um die Massenverbrechen des Nationalsozialismus zu erklären.

Christina Morina moderierte, durchaus mit eigenen inhaltlichen Beiträgen, das erste Gespräch, das vom britischen Historiker Bill Niven und der deutschen Historikerin Ulrike Jureit geführt wurde. Niven wies dabei darauf hin, dass es immer noch beschämende Leerstellen im öffentlichen Gedenken gebe, die größte Lücke stelle ein angemessenes Gedenken an die drei Millionen ermordeten sowjetischen Kriegsgefangenen dar. Hier drifteten Geschichtswissenschaft – die Forschung hat sich seit 50 Jahren intensiv mit dem Thema befasst

¹ Als Hintergrund für solche Forderungen wird im gesamten Buch immer wieder auf den Literaturwissenschaftler Michael Rothberg Bezug genommen, der mit der deutschen Übersetzung seiner Abhandlung zur *Multidirectional Memory* 2021 das deutsche Feuilleton erreichte, siehe Michael Rothberg, *Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonialisierung*, Berlin 2021.

– und NS-Gedenken auseinander. Ergänzend macht Morina darauf aufmerksam, dass die Geschichte der sogenannten Erinnerungskultur in der öffentlichen Debatte kaum bekannt sei. Hinzu komme, dass es insbesondere zur Geschichte von Gedenkstätten und Gedenkinitiativen beachtliche Forschungsdesiderata gebe.

Der Zustand und die Aufgaben von NS-Gedenkstätten nehmen im Gespräch einen breiten Raum ein. Bezüglich einer vorherrschenden Biografiezentrierung von Gedenkstättenausstellungen zeigen sich die drei Gesprächsteilnehmer:innen einmütig kritisch. Auf diese Weise blieben sowohl wesentliche institutionsgeschichtliche Momente als darüberhinausgehend auch, so wendet Morina ein, „gesellschaftliche Ermöglichungsräume“ der Herrschaft und der sozialen Praktiken im Nationalsozialismus (S. 46) unbelichtet. Generell gelte es, so fordert Jureit, Gedenkstätten als historische Orte auch jenseits ihrer pädagogischen Aufgaben mit den notwendigen personellen und finanziellen Ressourcen für den Kulturgutschutz auszustatten. Sowohl die Bausubstanz als auch die historischen Quellen müssten gesichert werden, ein Auf- und Ausbau der Gedenkstättenarchive sei notwendig. Auf diese Weise könne auch eine didaktische Stärke der Gedenkstättenpädagogik erhalten und erweitert werden: die Möglichkeit, am historischen Ort historisches Wissen in konkreter Form zu vermitteln. Wie noch deutlich werden wird, hätte diese Perspektive Jureits eine sinnvolle Erweiterung für das zweite Gespräch darstellen können.

Die größte thematische Schnittmenge mit dem zweiten Gespräch gibt es in Bezug auf das Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust. Die Historiker:innen stellen fest, dass es im Fach völlig unstrittig sei, dass der deutsche Vernichtungskrieg „koloniale Züge“ getragen habe. (S. 54) Die Frage bestehe vielmehr darin, ob es analytisch angemessen sei, vom Holocaust als einem kolonialen Projekt zu sprechen. Jureit verneint dies, weil damit das Spezifische aus dem Blick gerate – dieses sei in Vernichtungslagern wie Treblinka zu suchen. Bezüge auf den Kolonialismus seien bei der analytischen Durchdringung

insofern wenig hilfreich, weil es sich um „unterschiedliche Gewaltphänomene und Gewaltdynamiken“ gehandelt habe (ebd.).

Dem zweiten Gespräch kommt, wie die Bielefelder Historikerin Anna Strommenger in der Moderation festhält, die Aufgabe zu, die Breite der Diskussion jenseits der Geschichtswissenschaft einzufangen. Als Repräsentation der feuilletonistischen Debatte wurden der Tel Aviver Soziologe Natan Sznaider und Ahmad Mansour, der in Berlin Geschäftsführer eines Bildungsunternehmens für „Demokratieförderung und Extremismusprävention“ ist, ausgewählt. Interessanterweise treffen die beiden erstmals wieder aufeinander, seit Mansour vor mehr als einem Vierteljahrhundert bei Sznaider studierte. Beide stellen einmütig fest, dass es bei ihrem Austausch nicht um die wissenschaftlichen, sondern um die politischen Aspekte der Debatte gehe. Der studierte Psychologe Mansour hält sogar explizit fest, dass er „kein Wissenschaftler“, sondern ein „politischer Mensch“ mit „bestimmte[n] Meinungen“ sei. Er maße sich daher nicht an, „Kritik zu üben oder die wissenschaftliche Arbeit zur Erinnerung in Frage zu stellen“ (S. 83). Allerdings hält sich Mansour im Gespräch kaum an seine eigene Festlegung.

Beide Gesprächspartner beziehen zu unterschiedlichen Themen deutlich Stellung, allerdings in einigen Fällen in Abgrenzung zu einem selbsterzeugten Zerrbild vermeintlicher Gegenpositionen. Selbstverständlich wäre Mansour beizupflichten, dass es historisch falsch ist, „den Holocaust mit den Verbrechen der Kolonialzeit gleichzusetzen“. Allerdings verzichtet er darauf, zu benennen, welche „Vertreter des Postkolonialismus“ eine solche These vertreten hätten (S. 84). Dem Rezensenten ist kein:e ernstzunehmende Wissenschaftler:in bekannt, die diese These verträte. Sznaider rennt offene Türen ein, wenn er zu Recht in Abrede stellt, dass Jugendliche beim Besuch einer Gedenkstätte ein „Konversionserlebnis“ erfahren könnten. (S. 98) Allerdings zielt die Gedenkstättenarbeit in keiner Form auf eine solche Vorstellung einer inneren Reinigung am historischen Ort. Mansour schlägt noch fester in

die gleiche Kerbe und erklärt Gedenkstätten schlechthin zu einem „aufgeblasene[n] Geschäftsmodell“, das „sich häufig nur selbst am Leben erhalten“ wolle. Er fordert entsprechend „viel mehr“ Bildungsarbeit „jenseits der Gedenkstätten“ (S. 98). Kontextualisierend dazu lässt sich ergänzen, dass Mansour selbst Akteur in diesem Arbeitsfeld ist und inzwischen eine Zusage auf millionenschwere Projektförderung des Bundes für sein eigenes Unternehmen erhalten hat.

In anderen Passagen gibt es einige anregende Anmerkungen Sznaiders zur Debatte um das NS-Gedenken. Er lehnt eine multidirektionale Erinnerung im Sinne Rothbergs ab und setzt sich mit Bezug auf das frühe NS-Gedenken in Frankreich stattdessen für das Konzept einer „parallelen Anerkennung der Geschichte des anderen“ (S. 90) ein. Interessant ist auch Sznaiders Positionierung zu einer Tendenz der Erinnerungskultur, die weniger kontrovers diskutiert wird als die Frage des Umgangs mit den Kolonialverbrechen: die Auseinandersetzung mit Täter:innen in der eigenen Familie. Aus seiner Sicht sei diese öffentliche Beschäftigung mit der eigenen Familiengeschichte nur von geringer Bedeutung, insbesondere weil sich die Frage einer solchen etwaigen familiären Belastung in der seit Jahrzehnten von Migration geprägten deutschen Gesellschaft für viele Menschen gar nicht erst stelle. An die Stelle der Suche nach einer Schuld in der Familie solle besser das Konzept der Staatsbürgerschaft treten, die sich unabhängig von familiären Kontexten der „historische[n] Verantwortung“ des eigenen Staats stelle:

„Die Shoah war eine deutsche Angelegenheit. Das ist das Entscheidende, und nicht, ob mein Großvater oder mein Urgroßvater ein Nazi oder kein Nazi war.“ (S. 103)

Der Kommentar zu beiden Gesprächen der inzwischen in Berlin lehrenden Historikerin Stefanie Middendorf problematisiert die vorherrschende „Vergangenheitsaneignung“, die „Tendenz, historisches Geschehen instrumentell zu vereinnahmen“ (S. 122), in der generellen zeitgenössischen Debatte um das NS-Gedenken. Aus Middendorfs Sicht liegt dem

offensichtlich eine (gegebenenfalls unreflektierte) erkenntnistheoretische Entscheidung zugrunde: eine Dominanz des Denkens von Geschichte in Kontinuitäten, dem „permanenten Hineinragen der Vergangenheit in die Gegenwart“ (S. 136). Ein stärkerer Fokus auf Diskontinuitäten könne hingegen die Aufmerksamkeit für Uneindeutigkeiten und schwer Begreifliches in der Auseinandersetzung mit der Geschichte stärken.

Insgesamt bildet der kleine Band zur *Zukunft des NS-Gedenkens* die Stärken wie die Schwächen protokollierter Gespräche ab: In den besten Passagen, diese finden sich vor allem im ersten Gespräch zwischen Morina, Jureit und Niven, kann ein lebendiger intellektueller Austausch auf hohem Fachniveau nachvollzogen werden. In anderen Abschnitten ist aber nicht zu übersehen, dass dieses Textgenre notwendigerweise auch Passagen enthält, die nicht die argumentative Stärke des geschriebenen Wortes entfalten können. Das spiegelt sich unter anderem darin wider, dass der eingangs als analytisch nutzlos bezeichnete Begriff der Erinnerungskultur mit määndernder Semantik sich eben doch durch beide Gespräche zieht – was in solchen Gesprächen wegen der kulturellen Dominanz (und Inhaltsleere) des Begriffs vielleicht gar nicht zu vermeiden ist.

Grundsätzlich gibt es nach Ansicht des Rezensenten für den Begriff Erinnerungskultur eine sinnvolle Verwendung, um ein historisches Apriori zu beschreiben: Jede Geschichtswissenschaft, jede Wissensvermittlung und jedes Gedenken finden notwendigerweise in einem diskursiven Feld statt, das kulturell geformt wurde: durch sie selbst, aber auch durch Spielfilme, Computerspiele, Romane sowie das öffentliche und private Gespräch. Die Popularisierung des Begriffs in den letzten beiden Jahrzehnten hat ihn bedauerlicherweise so emphatisch aufgeladen, als müsse jede Gedenkveranstaltung und jede Wissensvermittlung am historischen Ort auf diese abstrakte Ebene zielen, statt gleichzeitig bescheiden und zielführend die konkrete Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte in ihren lokalen und übergreifenden Verästelungen zu suchen. Middendorf gibt mit ihrem kommentierenden

Essay sehr gute Ansätze für die Richtung der künftigen gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte: offen zu fragen, wie in jeweils spezifischen Bereichen das Verhältnis von Kontinuitäten und Diskontinuitäten war. Ergänzend zu Middendorf sei darauf hingewiesen, dass auch Kontinuitäten in unerwarteten Bereichen anregend verstörend wirken können.

Zum Rezensenten:

PD Dr. Karsten Uhl ist Leiter der Abteilung Dokumentation und Forschung in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und Privatdozent für Neuere und Neueste Geschichte an der Georg-August-Universität Göttingen.